

Interessante Debatte über dessen Ge-  
genstand in dem Verein, dessen Prä-  
sident John Ritsch, Esq., ist.

Mister Editor!  
Nämlich von wegen dem Schiller-  
denkmal-Monument. Wir haben ge-  
sien in unserem Verein e Mietung  
darüber gehat und Ich den, daß  
die Professors dero poblit gemacht  
wern sollte.



Also schreibe  
Sie enei, daß Ich  
der Präsident  
dero bin (denn  
dem Hesse-Han-  
nes hatwio sei  
Intriguen un  
Kabale unStän-  
tereie, Mich je  
störze, nix genügt  
als Kollektor for  
un er is jagar  
die Bummeltasch,  
for welche Affis  
er sich feinnell  
noch uff's Tidel  
gedrängt hot,  
gebotte wern)  
un bringe Sie e  
Bible was (e  
Calumm oder  
zwee) üüwerMei

Verdienete um de Verein un aach üü-  
werhaupt, un bringe Sie des Vitscher  
vun der Akt, wo de Lädies-Klobb von  
Unserm Verein gefahrtet hot un Prä-  
sidentin dero is, un der Maud ihr  
Vitscher könne Sie aach bringe, weil  
sie Sekretärin vun der dramatik Sells-  
schen von Unserm Verein is, un Mei  
Sohn Freddie belangt zu die Söhne  
vun Vater un Members von Unserm  
Verein, un Ich leg sei Vitscher bei als  
interessante Velestoff.

Also als Präsident hen Ich die Sach  
vor die Mietung gebracht bei je sage:  
Es is e Mofchen gemacht, for Feier,  
daß es schon hundert Jahr is, seit er  
gestorbe is, Unserm großelandsmann,  
Poet un Theaterstückschreiber Fried-  
rich von Schiller e Manumung se se,  
un der Chair wart uff des Plescher vun  
die Members in Rigard zu Mittel un  
Weg.

Da schumpf der Hesse-Hannes  
(Sie wisse ja, daß er Mich störze will  
un Präsident wern möcht) also der  
Hesse-Hannes schumpf uff un segt:  
„Ich bin derge. Wir solle bezahle un  
nacher nimmt es in de Bronx oder in  
de Centrell Park. Uenoverhaupt, was  
hatwio Mir Brothlyner vun der Kon-  
solidatschen? Ich bin derge.“

Der Knödelsepp war der Nette, wo  
um's Wort gebete hot. Ich hen ge-  
sagt: „Knödelsepp, Ich will Dir des  
Wort gewio, obwohl Ich wech, Du  
thust wieder Dein Fuß enei. Ich sen-  
telmen, der Knödelsepp hot de Floor.“  
Der Knödelsepp hot aach richtig sein  
Fuß enei gethan. Er is nämlich e  
Münchner (des heißt, er sagt, er wär  
aus München, Ich wech awoher, daß er  
e halbe Stund von Dachau herheim  
is) un er scheint e Gidie je hatwio, daß  
der Schiller e Preuß gewioe wär un  
hot sei Red mit die schöne Worte age-  
fange: „Leberhaupt is die Herren Nord-  
deutschen“ un hot dann förchtlich  
üüwer die Preuße geschimpft.

Den Dörre Quetsche Hannes, wo  
nach'm Knödelsepp de Floor genomme  
hot, hen Ich for außer Ordnung di-  
klären möch, weil er gesagt hot, sei  
geheter Herr Vorredner wär e Kam-  
meel, e dumm's.“

Dann is der Cornerlot-Louis, wo  
e Norddeutscher is, un e sehr gebüde-  
ter Mann (er unnerstützt des deutsche  
Theater bei immer unner die bemert  
gewordene Anwesenheit an die erste  
Nacht vun die neue Stücker ze sei un  
er hält aach die Gartenlaub un de  
Simpelassimus un annerer patriotische  
Papiere) uffgefanne un hot gesagt, er  
hätt in poblit Print gelese, daß die  
Red dero wär, e Partnerchips-Mon-  
ument von Schiller un Goethe se se,  
wie sie minanner Händs schäke un sage  
„We agree, it is the best.“ Er wollt  
nix gege de Goethe sage, aber des wär  
nit dem Goethe sei Hünereel, un er  
thät nit eisehe, warum mer dem Goethe  
e Monument setze sollt, weil der Schil-  
ler sei Lobestags-Ischubille hätt. Er  
thät des for en Injunkt for de Schil-  
ler halte, sei Oppositschen in der Dichtkunst  
mit uff des Postament ze stelle.“

Der Schambettist (e Pälzer Lands-  
mann vun Mir hot gefragt: „Muß es  
denn e Denkmal aus Erz sei? Röndt  
mer nit e Ischubilli-Schillerfeier im  
Verein halte un der Verein sollt das  
Geld bewillige for e Moselwei-Bowle,  
wo zu Ehren von Dichtersföcht ge-  
trunke wern.“

Da ist der Deinameit-Did uffge-  
schumpf un hot getrischen, er thät sein  
Förchte — Dichtersföcht oder annerer  
Förcht, des wär ihm ganz Worscht  
— ritoneise, un üüwerhaupt, es wär  
Schand, Geld for so was auszugeben,  
während annerer Leit dorch de Tröps  
un Korporatschens un dorch seelose  
Roedellers un Monopol-Orioluffes  
ausgefoge wern thäte.

Ich hen de Deinameit-Did for Ord-  
nung rufe müsse, wödruff er noch  
schnell biltäht hot, er wär an Prizippel  
gege jede Ordnung.

Jetzt hot der Papiermacher Piet, wo  
der Stage-Manager vun der Drama-  
tisch Sektion is, de Floor genomme un  
hot gesagt, der Schiller hätt zwar nig  
vun Theater verhanne un wann er  
heit sei Stücker, wie de Don Carlos  
oder Fiesko an eme Hoftheater erliche  
thät, da thät er ausgelacht wern. Wo-  
wer desse nichts da weniger wär der  
Schiller e großer Dichter z. B. „Der  
Handschuh“ un „Die Glocke“ un „Die  
Kindsmörderin“ un „Die Kraniche des  
Jbikus“ un er thät vorschlage, dem  
Schiller e schönere Monument, wie  
eins aus Stein un se se, bei  
daß der Verein e dramatisches Abend-  
unterhaltungs-Ischubilli = Schiller-  
festival veranstalte sollt un er wollt  
im Zwischenakt vun „Die Wirrwarr“  
von Kogebue, wo for Aufführung ge-  
lange sollt (zum erschte Man in Ame-  
rika!! Größte Lacherfolg der deutsche  
Theater drüüwer also im Zwischenakt  
vun „Wirrwarr“ wollt er die „Kra-  
nische des Jbikus“ vun Schiller reiseite.  
Aungher könt mer ja die traurne  
Hinnerbliebene e Kopie vun eme Set  
vun Trauererfoluschens, wo der Ver-  
ein pässe könt, zuschide.

Der Kiefepeter, wo e Auchenber  
is, hot gesagt, der Kogebue wär all  
richt, des müßt er. Des wär e mora-  
lischer Dichter aus der gute alte Zeit.  
Er möchte awer wisse, ob des Gedicht  
vun de Kraniche so wär, daß mer sei  
Fraue un Töchter minneme könt.  
„Jbikus“ — des thät ihm so verdächtig  
klinge. Un dann hot de Kiefepeter  
gefragt, er wär üüwerhaupt mehr vor  
a werliches Monument. Er hätt en  
Neffju, wo netzes Jahr nach München  
uff die Agemie geschickt wern sollt, for  
Bildbauer ze lerne un wann der aus-  
gelernet hätt, da sollt mer ihm den  
Ischab von des Monument gewioe.

Der Goh — Ich hen genoshtigt ge-  
hät, daß er schon vor der Mietung  
lang mit'm Kiefepeter getalt hot —  
der Goh hot dem Kiefepeter sei Mo-  
schen geschickt un des Amendement  
berzu gemacht, daß der Kontrakt vor  
die Faundätschen un des Wäsonwert  
vun dem Monument nos eme Mann  
vun Unserm Verein geewioe wern  
berst. (Der Goh ist nämlich im Kon-  
trakt-Büsinch.)

Wegen dringender annerer Gesche-  
fte — die Brauerei, wo Wir bei Unserer  
Festivals des Bier dero nemme, hot  
e Bierelche Bod geschickt — ist die De-  
batte üüwer des Schiller-Monument  
abshornet wern.

Ich kann Ihre awoher preidätsl sage,  
daß dem Schambettist sei Mofchen die  
meiste Show hot, gepäht ze wern.  
(Dem Schambettist sei Mofchen war  
wege der Moselwei-Bowle.)

Ihne des Nämliche wünschend  
Mit Rigards hours  
John Ritsch, Esq.  
Is eigentlich der „Faust“ aach vun  
Schiller, Mister Editor, oder is er vun  
Grillparzer?

### Verbandszeug der Japaner.

Verschiedene Berichte vom Kriegs-  
schauplatz haben mit Bewunderung  
von den ausgezeichneten Verbandsmi-  
teln gesprochen, die von den Japanern  
benutzt werden. Sie bestehen aus  
Strohholzstößen und haben die Fä-  
higkeit, die flüchtigen Auswanderungen  
einer Wunde in erstaunlichem Grade in  
sich aufnehmen. Jedes Stroh,  
ob frisch, ob alt, ob schmutzig oder rein,  
kann zur Herstellung benutzt werden,  
jedoch wird gewöhnlich das überall  
reichlich vorhandene Reisstroh ver-  
wandt. Das Stroh wird in ein ei-  
sernes Gefäß oder einfach auf den  
Steinboden eines Zimmers gelegt und  
angezündet, nachdem das Gefäß oder  
die Türen und Fenster des Raumes  
geschlossen sind, um die Zufuhr von  
Sauerstoff zu verhindern. Die so ent-  
standene Kohle ist völlig keimfrei und  
saugt jede Flüssigkeit sehr stark auf,  
überdies toftet sie fast gar nichts und  
kann überall hergestellt werden. Dies  
Verbandszeug ist eine Erfindung des  
japanischen General-Arzt's Kitzuji.

### Falsch gerathen.

Ein berühmter Bakteriologe war in  
seinem Laboratorium eifrig beschäf-  
tigt; um ihn herum standen alle mög-  
lichen Retorten und Gläser mit bakte-  
riologischen und chemischen Präpara-  
ten. Da erhielt er den Besuch eines  
Kollegen aus dem Auslande, der seine  
Arbeit mit Interesse verfolgte. Die  
Aufmerksamkeit des Professors schien  
besonders auf ein Gefäß gerichtet zu  
sein, das ganz in Dampf und Rauch  
gehüllt war. „Nathen Sie, was ich in  
diesem Topfe loche“, sagte der Profes-  
sor. Der Gast fing an, die ganze  
Stala der Mikroorganismen aufzu-  
zählen. „Kugelbakterien?“

„Nein.“  
„Kettentotten?“  
„Nein.“  
„Spiralgaete?“  
„Nein.“  
„Dann kann ich es nicht errathen.“  
„Würstchen“, lautete die Antwort.

### Ein Gemüthsmanch.

Sie: „Hoffentlich warst Du recht  
höflich zu Papa.“  
Er: „Gewiß, ich habe ihn auf das  
Herzlichste aufgefordert, sein Haus  
als das meinige zu betrachten.“

### Dor dem Feinde.

Stizze aus dem russisch-japanischen  
Kriege. Von R. Saminowski.  
Deutsch von Adolf Hef.

Als eine massive Schicht müder,  
schmutziger, schwitzender Körper ist das  
Tobolsker Regiment am Ufer eines  
trübe dahinfließenden kleinen Flus-  
ses in der Mandschurei angelangt.  
Der lange Marsch in glühender Son-  
nenhitze hat seine Wirkung gethan: Die  
Nerven sind überreizt; fogar essen mag  
man nicht mehr; nur ruhen, schlafen!  
schlafen! Die Gefahr der Soldaten  
und Offiziere sind müde, abgestumpft,  
gleichgültig. Man bewegt sich mecha-  
nisch noch hin und her, schreit und  
schimpft wegen irgendwelcher Ursachen  
— aber das geschieht so lässig und  
schlapp, als sei das Leben längst er-  
storben, eingeschlafen... Da, zwei  
Schritte von mir, liegt mein Freiwil-  
liger, tapferer Ritter des Georgenor-  
dens, Raigorobow, wie bewußlos da.  
Der stramme, stets akturale Soldat  
und kühne Draufgänger, liegt mit der  
Stirn auf dem röhlichen Lehm Boden und  
„ruht sich aus“. Ich weiß danach  
was meine Leute noch leisten können...  
Gestern die ganze Nacht marschirt;  
vorroestern im hohen Gaolian (Hirse)  
auf sumpfigem Boden im Hinterhalt  
gelegen — das hat selbst Raigorobow  
nicht ausgehalten...  
Zum Zeit des Regimentskomman-  
deurs kommt der Divisionschef geri-  
ten. Der Brigadier ist bereits drin-  
nen; außerdem mehrere Stabsoffi-  
ziere. Man beräth leise und erregt;  
trinkt dabei verdrießlich den trüben,  
abgestandenen Tee... Offenbar ist  
wieder etwas im Werk!... Aber die  
Leute müssen doch erst schlafen!...  
Freilich: wo und wie soll man sich  
wärmen? Der seit 5 Uhr Nachmittags  
aus tief hängendem Gemüth nieberge-  
hende Regen hat sich in einen richtigen  
Wolkenbruch verwandelt, der alles  
überflutet. Der Boden bildet ein  
ganz unmögliches Brei; tritt man  
zwei Schritte zur Seite, so verfinstert  
man in dem jähen, chinesischen Klei-  
ster; geht man zu den zweistöckigen  
Rarren, so liegen da schon Duzende  
durchnässter, friererender Soldaten!

Es ist bald ein Uhr; ich kann nicht  
schlafen. Ich weiß, daß der Kriegs-  
rath da auch mit meinem Kom-  
mando gift, das sich nicht mehr auf  
den Weinen halten kann! Richtig, da  
schreit schon eine Ordnungszahl mit bei-  
ferer, erkälterter Stimme meinen Na-  
men in die Nacht hinaus:  
„Leutnant Brusinjin! Herr Leu-  
nant werden verlangt!“

Man theilt mir mit, daß meine Ab-  
theilung unverzüglich aufbrechen, die  
Vorpösten aufnehmen, das abziehende  
Barnaul'sche und Semipalatinsk'sche  
Regiment passiren lassen und mit der  
Zele der Japaner Fühlung nehmen  
soll!

Wir brechen auf. Stodfinstere  
Nacht. Man sieht nicht Weg noch  
Zieg; erkennt nicht einmal den Ne-  
benmann. Wir orientiren uns beim  
Schein eines Streichholzes nach dem  
Rompaz und ziehen vorwärts. Eine  
Weile geht's über Sturzader; dann  
treten wir in ein Gaolianfeld. Die  
hohen, nassen und wie Bambus biegsa-  
men Stäben schlagen uns in's Ge-  
sicht, verwickeln sich zwischen den Bei-  
nen und knirschen und rascheln. Wir  
müssen aber vorsichtig, heimlich mar-  
schiren, um mit den schweren Säugeln  
keinen Lärm zu machen; denn im Gaol-  
ian lauern Chinesen, japanische  
Spione, die unsere Bewegung dem  
Feinde sofort mittheilen. Wir kom-  
men an den bezeichneten Ort, suchen  
einen Lagerplatz und legen uns nieder.  
Es ist jetzt halb 3 Uhr, noch dunkel,  
aber uns wird etwas leichter. Der  
Regen läßt nach, die Augen haben sich  
an die Dunkelheit gewöhnt. Die  
Leute beden sich mit den haufenweise  
umherliegenden Blättern zu.

Kingsum Alles still, nur das Ras-  
scheln einer Eisehse oder einer großen  
chinesischen Kröte. Reben — ist nicht;  
rauchen — ebenfalls nicht. Man muß  
stills daliegen und warten. Und die  
Zeit geht so langsam, so tödtlich lang-  
sam hin... Nicht lange dauert's und  
man ist mit seinen Gedanken in der  
Heimat, im stillen Mitau... Die alte  
Strahe, das Holzplaster, das kleine  
russische Häuschen steht vor mir. Alles  
so lieb und anheimelnd... Da klettert  
das kleine Töchterchen auf den  
Schreibtisch und wirft alles durchein-  
ander... Jetzt kommt die Mutter...  
„Herr Leutnant!“ ruft plötzlich der  
Unteroffizier, „sie haben einen Chinesen  
ermischt!“

Ich reibe mir die Augen und sehe in  
der trüben Morgenämmerung die  
jämmerliche, zitternde Gestalt eines  
halbnackten Chinesen, nur in blauen  
Hosen und breitrandigem Strohhut.  
In der Hand hält er einen großen  
Korb mit Käse.  
Ich frage, was los ist, und höre,  
daß der Chineser auf einem Wege vor  
den Vorpösten gestanden und den Ja-  
panern etwas zugerufen hat. Ich habe  
schon viele solcher Chinesen dem Stabe  
zugeführt und kürzlich Befehl erhalten,  
die Leute entweder laufen zu lassen

oder selbst zu verhören. In diesem  
Falle wähle ich den mittleren Weg; der  
Bursche kriegt seine Brügge und bleibt  
gebunden beim Posten zurück. Den  
... einen die Leute mit und legen sich  
wieder hin...  
Sie liegen unweit vom Wege, schwei-  
gend und geduldig, und warten, ob  
nicht Japaner kommen, die sich an  
unser Stellung herannahen wollen.  
Es ist jetzt ziemlich hell; im Morgen-  
nebel zeichnen sich die Berge ab, in  
denen der Feind hgt. Auf der äußer-  
sten „Sobta“ (Hügel) nach links er-  
kennt man drei Gestalten auf dem  
zimmtbraunen Gestein. Die eine er-  
hebt sich und verschwindet schnell auf  
einem schmalen Seitenpfade. Das ist  
ein japanischer Posten; der Seiten-  
pfad führt zum Sammelpunkt... Aus  
einer Chinesenhütte steigt Rauch auf;  
der Tag bricht an. Die Posten wer-  
den abgelöst und ruhen sich aus. Die  
Tagposten stehen auf Hügeln an hoch-  
gelegenen, trockenen Stellen.

Gott sei Dank: man kann schlafen!  
Aber da geht's auch schon los: „Trach-  
tra—tra—trach!“ schallt es von links,  
von einem fernen Dorf herüber. Alles  
springt in die Höhe. Auf dem nächsten  
Hügel erscheint eine Schützenkette; die  
japanischen Magazingewehre knattern  
und wir sind bald in ein regelrechtes  
Gefecht verwickelt. Bald kommt die  
eine, bald die andere Seitenpatrouille  
angerannt:  
„Eine feindliche Kolonne!“  
„Vink's fährt eine Batterie auf!“  
Schnell wird der Rapport gemacht,  
die Meldung beglaubigt und ein Frei-  
williger oder Rosal jagt davon.

Jetzt beginnen die Geschütze unserer  
11. reitenden Batterie zu spielen, dann  
auch die der 20ten. Auf dem rechten  
Hügel knattern die Salven der Semi-  
palatinsk'schen und hinter uns rollt das  
Feuer unserer 10. und 11. Kom-  
panie. „Herr Leutnant, Filatjew ist gefal-  
len, Samsonow verundet!“  
Offenbar beden wir die Front. Es  
spielt sich etwas Großes an und wir  
kleines Häuflein verschmelzen mit dem  
Bataillon und thun unsere Schutzbü-  
tigkeit als Helden des Tages. Vertheidi-  
ger der Stellung! Unter stetem Feuer  
geht es zurück auf die Hauptstellung.  
Da ist die Hölle los:  
„Erstes Geschütz: Feuer! Zweites:  
Feuer! Erste Kom-  
panie: Feuer!“  
In diesem Höllenlärm, Gedonner  
und Getnatter werden wir vom Re-  
giment aufgenommen. Niemand denkt  
mehr an Schlaf; der schwere Tag bei  
Landsch und Radalina ist ange-  
brochen... Da ist keine Zeit zur  
Ruhe!... Und wir sind doch tob-  
müde und möchten essen und schlafen  
und... noch so vieles, was wir hier  
nicht haben!

„Was? Eure Hochzeit schon wieder  
verschoben? Ja, seid Ihr denn ver-  
rückt?“  
Bräutigam: „Ach, nein, aber im-  
mer, wenn das Brautkleid fertig ist,  
kommt der Gerichtsvollzieher und  
holt's!“

Vertrauenerweden.  
Freemder: „Können Sie mir einen  
Zahn ziehen?“  
Dorfbader: „Das könnt' ich schon  
... aber seh'n Sie, es ist schon  
gleich halb zwölf Uhr, da lohnt es sich  
nimmer, Vormittags anzufangen!“

Die beste Cigarre.  
Eine hübsche Anekdote aus  
dem Leben des ersten  
Kanzlers.

Ein reizendes Geschichtchen, das  
unseres Wissens in weiteren Kreisen  
nicht bekannt geworden ist, hat Fürst  
Bismarck einmal seinen Gästen er-  
zählt, als das Gespräch auf gute Ci-  
garren gekommen war. Betanlich  
gehörte der große Kanzler zu den em-  
sigsten Rauchern, seine Pfeife hat ihm  
über manche Bitterkeit hinweg gehol-  
fen, und wie viel er der Cigarre ver-  
dante, hat er wiederholt mit dem Hin-  
weis auf den Wert angedeutet, den  
ein Glimmstengel im Munde bann  
hat, wenn man gerade Lust verspürt,  
einer hochgestellten Persönlichkeit eine  
scharfe Antwort zu geben. Aber nicht  
von dieser schätzbaren Eigenschaft des  
Rauchkrautes, die Bismarck im häus-  
lichen Kreise auch durch mehr als ein  
pitantes Geschichtchen aus seinem er-  
fahrungsreichen Leben erläutert hat,  
war damals die Rede, sondern nur  
ganz allgemein, ohne jegliche Ironie,  
von „guten Cigarren.“ Da meinte  
endlich ein Mitglied der Tafelrunde  
scherzhaft, auch die köstlichste Extra-  
cigarre, wie sie für Fürstlichkeiten und  
Finanzgrößen gefertigt werde, könne  
nicht mit einer Großcigarre kon-  
kurriren, wenn man durch irgend  
welche Abenteuer — auf der Jagd,  
auf Reisen, im Kriege — in eine ci-  
garrenlose Gegend verschlagen werde  
und dann durch irgend einen wunder-  
baren Zufall in den Besitz einer sol-  
chen Großcigarre gelange. Dieser  
Bemerkung stimmte der Kanzler so-  
fort sehr lebhaft zu, und dann erzählte  
er die Geschichte der Cigarre, die ihm  
in seinem ganzen Leben am besten ge-  
schmeckt hatte, ungeführt mit folgenden  
Worten: „Bei Königgrätz war ich  
mit meinen Glimmstengeln fast zu  
Ende — nur einen einzigen hatte ich  
noch. Da ich aber jene Seligkeit auch  
schon kennen gelernt hatte, zu der man  
unter Umständen durch eine einzige,  
wenn auch schlechte Cigarre gelangen  
kann, bewahrte ich mir diese letzte  
sorgfältig auf und genoss sie nur im-  
mer in der Phantasia, was auch eine  
Art Genuss ist. Und so blieb ich stand-  
haft, fühlte mich immer wieder als  
glücklicher Besitzer einer guten Ci-  
garre, wenn auch einer einzigen, und  
malte mir das Behagen aus, mit dem  
ich sie nach gewonnenem Siege rauchen  
würde. Aber es sollte anders kommen.  
Ein armer Kerl, dem beide Arme zer-  
schmettert waren — ein Dragoner —  
sah mich um irgend eine Erfrich-  
schung an. Was sollte ich ihm ge-  
ben? Ich suchte alle meine Sachen  
durch, aber ich fand nichts. Da ge-  
rieth ich an meine Cigarre. Eine Er-  
frischung war das nun grade nicht.  
Aber was thut man nicht in einem  
solchen Augenblick, wenn man helfen  
möchte und kann nicht helfen! Ich  
nahm meinem Glimmstengel, brannte  
ihn an und steckte ihn dem Mann zwi-  
schen die Lippen. Und nun hätten Sie  
den Glücksausdruck in diesem Gesicht  
sehen sollen! Diesen Freudenblick  
auf den noch vom Schmerz verzerrten  
Zügen! Und was ich damals empfun-  
den habe, empfinde ich jetzt wieder.  
Nie hat mir eine Cigarre so gut ge-  
schmeckt wie diese eine, die ich nicht ge-  
raucht habe!“

Stimmungen.  
Man hat Bücher geschrieben über  
die Kunst, stets heiter zu sein; aber  
es ist mit ihnen nicht besser als mit  
den Anweisungen, stets gesund zu  
sein. Heiterkeit ist die Gesundheit  
des Geistes; aber der Geist hat nicht  
seltener als der Körper einen Schmu-  
pian, ein Fieber und eine Migräne.  
Man ruft ihm vergebens zu: Sei doch  
munter! — wenn er sich schlaftrig  
fühlt — oder: Sei doch stark! —  
wenn er verzagt und tränkelt. Man  
kann ihn nicht aufziehen wie eine Uhr.  
Den Schlüssel zu ihm hat noch nie-  
mand erfinden. Er geht sehr un-  
regelmäßig, läuft bald im schnellen  
Tempo der Entzündung, bald im ge-  
messenen Andante der ruhigen We-  
trachtung; bald möchte er in sieben-  
minütigen Intervallen die ganze Welt in fünf  
Minuten durchrennen, bald liegt er  
da, faul und abgepannt und stredt  
alle viere von sich wie ein Bärenhäuter.

Wenn man Lotterie spielt.  
Von der Polizei, die stets das Böse  
will und doch das Gute schafft, erzäh-  
len die „Hamb. Nachr.“ folgende Ge-  
schichte aus Kopenhagen: Ein junges  
Mädchen aus nicht sehr begütertem  
Stand war aus Schweden herüber  
gekommen, um die Ziehungsliste der  
5. Klasse der dänischen Klassenlotterie  
einzusehen und ein Erneuerungsloos  
für die 6. Klasse in Empfang zu neh-  
men. Der Kollektor theilte ihr mit,  
daß sie in der 5. Klasse 1000 Kronen  
gewonnen habe und zahlte das Geld in  
Hundertkronenscheinen aus. Die glück-  
liche Gewinnerin machte in verschiede-  
nen Waarenmagazinen Einkäufe und  
begabte jedesmal mit einem Hundert-  
kronenschein. Den Angestellten fiel  
dies auf und sie benachrichtigten heim-  
lich die Polizei. Bald erschien ein  
Beamter in Zivil, nahm das Mädchen  
beiseite und fragte in höflichem Tone,  
woher sie das Geld habe. Als sie an-  
gab, es in der Lotterie gewonnen zu  
haben, fragte er weiter nach dem Kol-  
lektor, zu dem sie zusammen in einer  
Droschke hinführen. Hier stellte sich  
der Beamte vor und wünschte zu er-  
fahren, ob das junge Mädchen heute  
Vormittag... Hierbei unterbrach ihn

der Kollektor, stammelte Entschuld-  
igungen und sagte: „Mein Fräulein,  
Sie haben 10,000 Kronen gewonnen,  
ich konnte aber leider Ihren Aufent-  
halt nicht mehr ermitteln.“ Auf diese  
Weise hat unabsichtlichterweise die  
Polizei dem jungen Mädchen zu ihrem  
Gelde verholpen.

„Ihre Freundin hat ja ein blühen-  
des Gesicht.“  
„Mein Wunder, ihr Vater ist ja  
Drogist!“  
Auf einer Tiroler Alm.  
„Ich moan ollweil, 's war a Nord-  
deutscher, der Tourist.“  
„Woll, woll, — schauht amal 's  
Fremdenbüchl nach, wann er was  
dicht hat, nachher ischt er a Preiß.“

Beim Wort gefaht.  
Sie (zu ihrem Manne, der benebelt  
nach Hause kommt): „Wie siehst Du  
schon wieder aus, Du solltest Dich vor  
Scham in die Erde verkröchen!“  
Er: „Na, gieb mir man die Keller-  
schlüssel!“

Ihr erster Gedanke.  
Junge Dame: „Wie kam es, daß  
das Manöver so bald abgebrochen  
wurde?“  
Offizier: „Weil sich die Artillerie  
verloren hatte!“  
Junge Dame: „In wem denn?“

Probenhaft.  
Mutter: „Du bist heute wieder erst  
um elf Uhr aus dem Bett, Paula.  
Schäme Dich vor den Dienstboten.“  
Tochter: „Habe ich nicht nötig,  
Mama, von unfer Einem ist es schon  
viel, wenn man überhaupt aufsteht.“

Leichte Wacht.  
Student: „Mein Arzt sagte mir,  
ich sei hochgradig nervös und müßte  
entweder das Biertrinken oder das  
Studiren aufgeben. Gut — ich kann  
das Studiren bleiben lassen!“

Kathederblüthe.  
Professor (über die Bedeutung des  
Wassers Vortrag haltend): „Und  
dann, meine Herren, vergeffen Sie das  
nie: Wenn wir kein Wasser hätten,  
könnten wir nicht schwimmen lernen,  
und wie viele Leute würden dann er-  
trinken.“

Kindermund.  
Der kleine fünfjährige Hans wird  
zum ersten Male in die Kinderschule  
geschickt. Als er nach Hause kommt,  
fragt ihn die Mutter, wie es ihm ge-  
fallen habe. Es war schön, Mutti,  
aber ich kann doch auch zu Hause brav  
sein.“

Unbedacht.  
Herr (trifft in einem besseren Re-  
staurant mit einem ihm bekannten  
Gastwirth zu sammen, bei dem er auch  
manchmal verkehrt): „Nanu, Herr  
Schmidt, Sie auch hier!“  
Herr Schmidt: „Ja, warum denn  
nicht, ich trink' doch auch gern mal ein  
gutes Glas Bier.“

Zweifelhaftes Kompliment.  
Junge Frau: „Nun, Herr Affessor,  
schmeckt das Gänsechen?“  
Gast: „Ich hatte schon mehrmals  
Gelegenheit, Ihrer Kochkunst das  
höchste Lob zu zahlen, verehrte Frau;  
mit diesem Gänsechen aber haben Sie  
sich in der That selbst übertroffen!“

Ein turksüchtiger Redner.  
„Wenn ich nur wüßte: niden mir  
die Leute beifällig zu oder schlossen sie  
alle ein!“

### Die beste Cigarre.

Eine hübsche Anekdote aus  
dem Leben des ersten  
Kanzlers.

Ein reizendes Geschichtchen, das  
unseres Wissens in weiteren Kreisen  
nicht bekannt geworden ist, hat Fürst  
Bismarck einmal seinen Gästen er-  
zählt, als das Gespräch auf gute Ci-  
garren gekommen war. Betanlich  
gehörte der große Kanzler zu den em-  
sigsten Rauchern, seine Pfeife hat ihm  
über manche Bitterkeit hinweg gehol-  
fen, und wie viel er der Cigarre ver-  
dante, hat er wiederholt mit dem Hin-  
weis auf den Wert angedeutet, den  
ein Glimmstengel im Munde bann  
hat, wenn man gerade Lust verspürt,  
einer hochgestellten Persönlichkeit eine  
scharfe Antwort zu geben. Aber nicht  
von dieser schätzbaren Eigenschaft des  
Rauchkrautes, die Bismarck im häus-  
lichen Kreise auch durch mehr als ein  
pitantes Geschichtchen aus seinem er-  
fahrungsreichen Leben erläutert hat,  
war damals die Rede, sondern nur  
ganz allgemein, ohne jegliche Ironie,  
von „guten Cigarren.“ Da meinte  
endlich ein Mitglied der Tafelrunde  
scherzhaft, auch die köstlichste Extra-  
cigarre, wie sie für Fürstlichkeiten und  
Finanzgrößen gefertigt werde, könne  
nicht mit einer Großcigarre kon-  
kurriren, wenn man durch irgend  
welche Abenteuer — auf der Jagd,  
auf Reisen, im Kriege — in eine ci-  
garrenlose Gegend verschlagen werde  
und dann durch irgend einen wunder-  
baren Zufall in den Besitz einer sol-  
chen Großcigarre gelange. Dieser  
Bemerkung stimmte der Kanzler so-  
fort sehr lebhaft zu, und dann erzählte  
er die Geschichte der Cigarre, die ihm  
in seinem ganzen Leben am besten ge-  
schmeckt hatte, ungeführt mit folgenden  
Worten: „Bei Königgrätz war ich  
mit meinen Glimmstengeln fast zu  
Ende — nur einen einzigen hatte ich  
noch. Da ich aber jene Seligkeit auch  
schon kennen gelernt hatte, zu der man  
unter Umständen durch eine einzige,  
wenn auch schlechte Cigarre gelangen  
kann, bewahrte ich mir diese letzte  
sorgfältig auf und genoss sie nur im-  
mer in der Phantasia, was auch eine  
Art Genuss ist. Und so blieb ich stand-  
haft, fühlte mich immer wieder als  
glücklicher Besitzer einer guten Ci-  
garre, wenn auch einer einzigen, und  
malte mir das Behagen aus, mit dem  
ich sie nach gewonnenem Siege rauchen  
würde. Aber es sollte anders kommen.  
Ein armer Kerl, dem beide Arme zer-  
schmettert waren — ein Dragoner —  
sah mich um irgend eine Erfrich-  
schung an. Was sollte ich ihm ge-  
ben? Ich suchte alle meine Sachen  
durch, aber ich fand nichts. Da ge-  
rieth ich an meine Cigarre. Eine Er-  
frischung war das nun grade nicht.  
Aber was thut man nicht in einem  
solchen Augenblick, wenn man helfen  
möchte und kann nicht helfen! Ich  
nahm meinem Glimmstengel, brannte  
ihn an und steckte ihn dem Mann zwi-  
schen die Lippen. Und nun hätten Sie  
den Glücksausdruck in diesem Gesicht  
sehen sollen! Diesen Freudenblick  
auf den noch vom Schmerz verzerrten  
Zügen! Und was ich damals empfun-  
den habe, empfinde ich jetzt wieder.  
Nie hat mir eine Cigarre so gut ge-  
schmeckt wie diese eine, die ich nicht ge-  
raucht habe!“

Stimmungen.  
Man hat Bücher geschrieben über  
die Kunst, stets heiter zu sein; aber  
es ist mit ihnen nicht besser als mit  
den Anweisungen, stets gesund zu  
sein. Heiterkeit ist die Gesundheit  
des Geistes; aber der Geist hat nicht  
seltener als der Körper einen Schmu-  
pian, ein Fieber und eine Migräne.  
Man ruft ihm vergebens zu: Sei doch  
munter! — wenn er sich schlaftrig  
fühlt — oder: Sei doch stark! —  
wenn er verzagt und tränkelt. Man  
kann ihn nicht aufziehen wie eine Uhr.  
Den Schlüssel zu ihm hat noch nie-  
mand erfinden. Er geht sehr un-  
regelmäßig, läuft bald im schnellen  
Tempo der Entzündung, bald im ge-  
messenen Andante der ruhigen We-  
trachtung; bald möchte er in sieben-  
minütigen Intervallen die ganze Welt in fünf  
Minuten durchrennen, bald liegt er  
da, faul und abgepannt und stredt  
alle viere von sich wie ein Bärenhäuter.

Wenn man Lotterie spielt.  
Von der Polizei, die stets das Böse  
will und doch das Gute schafft, erzäh-  
len die „Hamb. Nachr.“ folgende Ge-  
schichte aus Kopenhagen: Ein junges  
Mädchen aus nicht sehr begütertem  
Stand war aus Schweden herüber  
gekommen, um die Ziehungsliste der  
5. Klasse der dänischen Klassenlotterie  
einzusehen und ein Erneuerungsloos  
für die 6. Klasse in Empfang zu neh-  
men. Der Kollektor theilte ihr mit,  
daß sie in der 5. Klasse 1000 Kronen  
gewonnen habe und zahlte das Geld in  
Hundertkronenscheinen aus. Die glück-  
liche Gewinnerin machte in verschiede-  
nen Waarenmagazinen Einkäufe und  
begabte jedesmal mit einem Hundert-  
kronenschein. Den Angestellten fiel  
dies auf und sie benachrichtigten heim-  
lich die Polizei. Bald erschien ein  
Beamter in Zivil, nahm das Mädchen  
beiseite und fragte in höflichem Tone,  
woher sie das Geld habe. Als sie an-  
gab, es in der Lotterie gewonnen zu  
haben, fragte er weiter nach dem Kol-  
lektor, zu dem sie zusammen in einer  
Droschke hinführen. Hier stellte sich  
der Beamte vor und wünschte zu er-  
fahren, ob das junge Mädchen heute  
Vormittag... Hierbei unterbrach ihn

der Kollektor, stammelte Entschuld-  
igungen und sagte: „Mein Fräulein,  
Sie haben 10,000 Kronen gewonnen,  
ich konnte aber leider Ihren Aufent-  
halt nicht mehr ermitteln.“ Auf diese  
Weise hat unabsichtlichterweise die  
Polizei dem jungen Mädchen zu ihrem  
Gelde verholpen.

„Ihre Freundin hat ja ein blühen-  
des Gesicht.“  
„Mein Wunder, ihr Vater ist ja  
Drogist!“  
Auf einer Tiroler Alm.  
„Ich moan ollweil, 's war a Nord-  
deutscher, der Tourist.“  
„Woll, woll, — schauht amal 's  
Fremdenbüchl nach, wann er was  
dicht hat, nachher ischt er a Preiß.“

Beim Wort gefaht.  
Sie (zu ihrem Manne, der benebelt  
nach Hause kommt): „Wie siehst Du  
schon wieder aus, Du solltest Dich vor  
Scham in die Erde verkröchen!“  
Er: „Na, gieb mir man die Keller-  
schlüssel!“

Ihr erster Gedanke.  
Junge Dame: „Wie kam es, daß  
das Manöver so bald abgebrochen  
wurde?“  
Offizier: „Weil sich die Artillerie  
verloren hatte!“  
Junge Dame: „In wem denn?“

Probenhaft.  
Mutter: „Du bist heute wieder erst  
um elf Uhr aus dem Bett, Paula.  
Schäme Dich vor den Dienstboten.“  
Tochter: „Habe ich nicht nötig,  
Mama, von unfer Einem ist es schon  
viel, wenn man überhaupt aufsteht.“

Leichte Wacht.  
Student: „Mein Arzt sagte mir,  
ich sei hochgradig nervös und müßte  
entweder das Biertrinken oder das  
Studiren aufgeben. Gut — ich kann  
das Studiren bleiben lassen!“

Kathederblüthe.  
Professor (über die Bedeutung des  
Wassers Vortrag haltend): „Und